

BEN COES
**THE LAST
REFUGE**
WELT AM ABGRUND

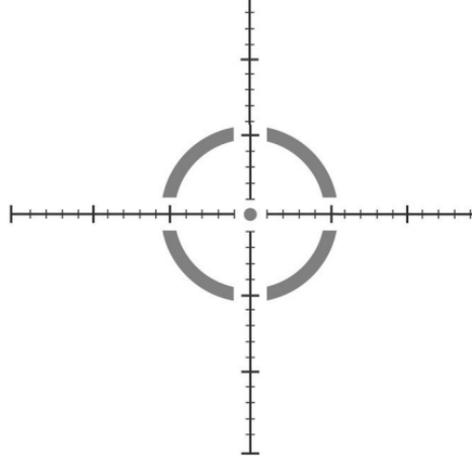
Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Last Refuge*
erschien 2012 im Verlag St. Martin's Press.
Copyright © 2012 by Ben Coes

1. Auflage August 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-414-0
eBook 978-3-86552-415-7



1

ASPEN LODGE
CAMP DAVID
CATOCTIN MOUNTAIN PARK
BEI THURMONT, MARYLAND

Präsident Rob Allaire saß in einem bequemen, rot-weiß gepolsterten Clubsessel. Die Schnürsenkel der abgetragenen Stiefel von L. L. Bean standen offen. Die Füße ruhten auf der Holzplatte des Couchtischs. Allaire trug Jeans und ein verwaschenes rotes Polohemd von Lacoste. Die länger nicht geschnittenen braunen Haare wirkten ungekämmt und er hatte sich eine Weile nicht rasiert.

Rechts neben Allaire lag Ranger, sein Golden Retriever, und schlief. Auch vor dem Kamin hatte sich ein dösender Hund niedergelassen, eine alte Bulldogge, die auf den Namen Mabel hörte. Sie schnarchte so laut, dass Allaire immer wieder zu ihr hinüberschaute.

Die meisten Amerikaner hätten den Anblick eines leicht mitgenommenen Präsidenten der Vereinigten Staaten wohl als befremdlich, wenn nicht gar schockierend empfunden. Allaire sah aus, als habe er zwei Tage lang nicht geduscht und das ganze Wochenende über dieselbe Hose getragen, ein halbes Klafter Holz gehackt, sei stundenlang gewandert

und habe sich zweimal beim Tontaubenschießen amüsiert. Und tatsächlich war es exakt so gewesen.

Vermutlich hätte es den meisten Amerikanern aber auch gefallen, den Präsidenten voll in seinem Element zu erleben: seine schlichte Begeisterung für die Natur, die Zuneigung zu den Hunden und die Tatsache, dass er Spaß an harter körperlicher Arbeit fand. Und sicher hätte es ihnen ebenfalls gefallen, dass er sich jetzt, um Viertel nach fünf nachmittags an diesem stürmischen und regnerischen Samstag im April, diebisch über die Flasche Bier freute, die ihm einer der Angestellten von Camp David hinstellte, während er entspannt in die Flammen des Kamins blickte.

»Danke, Ricko.«

»Bitte, Mr. President.«

In seinen sechs Amtsjahren hatte Präsident Allaire Camp David insgesamt 122 Besuche abgestattet. Bis zum Ende seiner Amtszeit würde er wohl keinen neuen Rekord darin aufstellen, die meiste Zeit auf dem Landsitz verbracht zu haben. Als ungebrochener Rekordhalter galt nach wie vor Ronald Reagan, der in zwei Amtsperioden 186-mal auf dem Gelände gewesen war. Dennoch liebte Allaire Camp David ebenso sehr wie Reagan, Bush Senior und Junior und all die anderen Staatsoberhäupter der USA, seit Franklin Roosevelt den Landsitz vor fast 100 Jahren bauen ließ. Allaire schätzte sowohl die ländliche Idylle und Abgeschiedenheit als auch die Tatsache, dass Camp David es ihm ermöglichte, den Intrigen, Lügen, Listen und Schmeicheleien von Washington zu entfliehen. Wenn sie ihn wegen seiner ständigen Flucht nach Camp David und seiner konservativen Politik mit Reagan verglichen, sollte ihm das nur recht sein. Allaire glaubte an Überzeugungen und daran, sich in allen Lebenslagen daran zu halten,

unabhängig davon, was die Umfragen oder der Zeitgeist sagten. Dafür liebte Amerika Rob Allaire.

Allaire nippte an seinem Budweiser und starrte auf das iPad im Schoß. Er beugte sich näher heran, um besser sehen zu können, und rückte seine Brille zurecht. Dann blickte er auf. Gegenüber von ihm saß John Schmidt, sein Kommunikationschef, vertieft in ein Buch.

»Ich kann auf diesem verdammten Teil nichts lesen«, brummte Allaire.

»Sie sind derjenige gewesen, der sagte, er braucht eins. Wissen Sie noch? ›Das ist die Zukunft‹ und so?«

»Tja, ich habe meine Meinung eben geändert. Ich habe es satt, so zu tun, als ob ich diese blöden Geräte mag.«

Schmidt nickte.

»Dann kehren wir eben zum bewährten Notizbuch zurück, Sir.«

»Gut. Aber was anderes: Haben Sie den Leitartikel unserer Freunde von der *New York Times* gelesen? Woher zur Hölle weiß die Redaktion der *New York Times*, was gerade in Genf los ist?«

»Das kommt direkt vom Schweizer Außenministerium«, berichtete Schmidt. »Die rechnen sich das als ihren Verdienst an, und das ist gar nicht mal so schlecht. Wenn es den öffentlichen Druck auf Teheran erhöht, kann uns das nur helfen.«

Es klopfte an der Tür. Zwei Männer traten ein: Hector Calibrisi, der Leiter des CIA, und Tim Lindsay, der Außenminister.

Beide trugen wetterfeste Kleidung, denn sie kamen geradewegs vom Scheibenschießen auf dem privaten Schießstand. Calibrisi galt als Meisterschütze. Beim CIA war er über den paramilitärischen Arm aufgestiegen, daher konnte er sicher und geschickt mit beinahe jeder Waffe

umgehen. Als ehemaliger Marinegeneral und erfahrener Jäger stand ihm Lindsay allerdings in nichts nach.

»Wen haben wir denn da? Butch Cassidy und Sundance Kid«, begrüßte Allaire die beiden Männer mit einem breiten Grinsen, während sie die Stiefel auf der Fußmatte abtraten und ihre Wachsjacken auszogen. »Hat einer von euch was getroffen?«

»Nein, Mr. President«, gab Calibrisi höflich zurück. »Wir hätten es für unhöflich gehalten, mehr Scheiben zu erwischen als Sie.«

Allaire lachte.

»Schlaumeier«, murmelte er, als Ricko erneut an der Sitzecke vor dem Kamin auftauchte. Dann fragte er lauter: »Haben Sie denn noch Zeit für einen Drink, bevor Sie nach Washington zurückfahren?«

»Natürlich.« Calibrisi nickte. »Ich nehme dasselbe wie der Präsident, Ricko.«

»Bourbon«, orderte Lindsay. »Pappy van Winkle, falls noch welcher da ist. Wenig Eis. Danke, Ricko.«

»Gerne, Sir.« Der bebrillte Bedienstete verschwand in die Küche.

»Aber mal im Ernst«, wollte Allaire wissen, »wer hat denn nun gewonnen?«

»Das ist doch kein Wettbewerb.« Calibrisis selbstbewusstes Lächeln ließ trotzdem keinen Zweifel daran, wer an diesem Nachmittag mehr Scheiben getroffen hatte. Er ging zu einem der Sofas und setzte sich.

»Ich bin verdammt noch mal 64 Jahre alt«, beschwerte sich Lindsay gut gelaunt, während er sich neben Schmidt auf das andere Sofa sinken ließ. »Ich war überrascht, dass ich überhaupt was treffe.«

»Das hab ich doch schon mal irgendwo gehört«, bemerkte Allaire mit einem Kopfschütteln und nahm

einen weiteren Schluck Bier. »Bevor Sie meine 20 Dollar eingesackt haben.«

»Ach, das war eben mein Glückstag, Mr. President«, winkte Lindsay ab. Ricko brachte die Drinks auf einem Tablett herein.

Die vier Männer saßen noch lange zusammen und plauderten über das Scheibenschießen und die Jagd. Der Präsident erheiterte die anderen mit einer Anekdote über den früheren Vizepräsidenten Cheney, mit dem er in seiner Zeit als Gouverneur von Kalifornien einmal auf Taubenjagd gegangen war, und zwar wenige Monate nachdem Cheney jemanden mit seinem schlecht gezielten Schuss verletzt hatte. Da er zu den wirklich guten Geschichtenerzählern gehörte, brachte er die anderen mühelos zum Lachen.

Allaire stand auf und schob ein paar weitere Scheite ins Feuer. Mit dem Schürhaken stocherte er noch ein wenig im Holzhaufen herum, bevor er zufrieden zu seinem Sessel zurückkehrte.

»Bevor wir verschwinden, Mr. President«, meldete sich Lindsay zu Wort, »müssen wir noch kurz über den Vorschlag des Schweizer Außenministers sprechen.«

»Das haben wir doch bereits besprochen. Ich habe Ihnen meine Antwort schon vor zwei Tagen gegeben, Tim. Ich weigere mich, mit dem iranischen Präsidenten an einem Tisch zu sitzen. So einfach ist das.«

»Aber Botschafter Veider ist der Auffassung, wenn wir einem Gipfel zustimmen – Sie sich also persönlich mit Präsident Nava treffen –, wird der Iran seine atomaren Bestrebungen aufgeben und eventuell sogar zustimmen, in Gespräche mit Israel einzutreten.«

»Dem Iran traue ich keinen Meter über den Weg«, widersprach Allaire. »Die lügen. Ich hab diesen Film schon mal gesehen, Tim. Das Ende gefällt mir nicht.«

Lindsay nickte beschwichtigend.

»Wir müssen das größere Ziel im Auge behalten«, insistierte er. »Die iranische Regierung hat einen Schritt auf uns zu gemacht. Dieses Treffen könnte der erste Schritt sein, die Beziehungen zwischen unseren Nationen endlich zu normalisieren.«

»Sie führen die Schweizer an der Nase herum und jetzt versuchen sie dasselbe mit uns«, sagte Allaire. Er nickte Ricko quer durch den Raum zu, um ihm zu signalisieren, dass er ein weiteres Bier haben wollte. »Das ist nur ein Ablenkungsmanöver, mit dem Präsident Nava uns dazu verleiten will, den eigentlichen Spielball aus den Augen zu verlieren. Während er der Welt und der *New York Times* einen Sinneswandel vorgaukelt, steckt der Iran weiterhin Millionen von Dollar in die Unterstützung von Hisbollah und al-Qaida. Und sie basteln nach wie vor an ihrer Atombombe.«

»Wir haben keine stichfesten Beweise, dass die Iraner eine Atombombe entwickeln, Sir«, gab Lindsay zu bedenken.

»Jetzt geht das wieder los«, sagte Allaire kopfschüttelnd.

»Wir wissen, dass sie es tun, Tim«, sprang Calibrisi ihm bei. »Sie verfügen über genug waffenfähiges Uran, um mindestens ein halbes Dutzend nukleare Waffen zusammenzubauen. Sie sind im Besitz der notwendigen Uran-Deuterium-Zünder, das wissen wir. Es handelt sich um Fakten. Sie stehen ganz kurz davor.«

»Unser Ziel, Mr. President, besteht darin, den Iran in die Enge zu treiben«, rief ihm Lindsay in Erinnerung. »Und das tun wir, indem wir es den Schweizern gestatten, unsere Länder an einen Tisch zu bringen. Wir springen ins kalte Wasser und setzen uns mit Präsident Nava zusammen. Er wird sich öffentlich zu mehr Transparenz bekennen,

woraufhin wir Atomwaffeninspektoren entsenden – und schon sitzen sie in der Falle.«

Allaire nickte und schwieg.

»Wir müssen nur bereit sein, uns wie erwachsene Menschen zu verhalten«, fuhr Lindsay fort. »Die Gegenleistung ist jedes Risiko wert, das wir dadurch eingehen, dass wir uns auf ein Podium mit Nava stellen. Es ist doch ein sehr guter Handel. Sie haben allem Wesentlichen zugestimmt: Der Überprüfung ihrer Anlagen, der Befragung der beteiligten Wissenschaftler und den Informationen über die Lieferkette der Zentrifugen.«

»Tim, es gibt einiges, was Sie aus unerfindlichen Gründen nicht zu verstehen scheinen.« Allaire seufzte und lehnte sich zurück. »Dazu gehört auch der Iran.«

»Ich denke schon, dass ich den Iran verstehe, Sir«, widersprach Lindsay scharf.

»Sie verstehen den Iran auf einer rein intellektuellen Ebene. Sie kennen die Namen der Städte und die Geschichte des Landes. Sie haben sich ausgiebig mit der Führungskultur befasst, mit den Institutionen und der Kultur. Wie oft sind Sie schon dort gewesen? Fünfmal, sechsmal? Ein Dutzend Mal? All das weiß ich doch. Aber ich glaube nicht, dass Sie begriffen haben, dass die Iraner schlichtweg der verlogenste Menschenschlag auf diesem Planeten sind.«

»Das meinen Sie doch nicht ernst, Mr. President.«

»Doch, vollkommen ernst. Ich traue diesen Kerlen kein bisschen. Der sogenannte ›Oberste Führer‹ Suleiman ist ein Verrückter. Und Präsident Nava halte ich für eine Landplage.«

»Sie missverstehen mich, Sir«, stellte Lindsay fest. »Ich traue denen auch nicht. Aber Sie werden es mir sicher nachsehen, wenn mein Bild des Irans etwas differenzierter

ausfällt als Ihres. Es ist ein Land, das von einer Gruppe korrupter Individuen beherrscht wird, aber die große Mehrheit der Bevölkerung sehnt sich nach Freiheit. Die Iraner sind ein anständiges Volk.«

Allaire starrte Lindsay mehrere Augenblicke lang an. Dann ließ er den Blick durch den Raum schweifen, um die Meinungen von Calibrisi und Schmidt zu hören.

»Ich halte es für einen Fehler«, sagte Schmidt. »Einen großen Fehler. Nava und der Präsident der Vereinigten Staaten auf einer Bühne – das schadet eindeutig unserem Ansehen.«

»Hector?«, fragte der Präsident.

Calibrisi schüttelte nur stumm den Kopf. Er teilte die Meinung von Schmidt und Allaire.

»Wenn Sie dem Iran den Ölzweig hinstrecken, wäre das ein eindeutiges positives Signal an das iranische Volk und auch an alle anderen Völker im Nahen Osten«, probierte Lindsay es noch einmal.

»Ich verstehe, was Sie meinen, Tim.« Allaire nickte. »Aber meine Entscheidung steht fest.« Er nahm einen Schluck Budweiser. »Ich misstraue sowohl Suleiman als auch Nava. Beide sind notorische Lügner. Ich werde keinen Fuß auf eine Bühne setzen, die ich mir mit Mahmoud Nava teilen muss, und die Hand werde ich ihm ebenfalls nicht schütteln.«

Der Präsident stand aus seinem Sessel auf. Er trat an das große Panoramafenster, durch das man auf die Felder, Bäume und Wälder von Maryland blickte. Es regnete in Strömen und die Tropfen klatschten auf die jungen grünen Blätter, die in der kühlen Frühlingsluft gerade erst zu sprießen begonnen hatten. Er griff nach der braunen Jacke, die auf einer Bank neben der Tür lag. Sein Hund Ranger wachte auf und kam zur Tür getrottet.

»Kommen Sie«, forderte Allaire seine Besucher auf.
»Ich begleite Sie runter zum Landeplatz.«

»Das brauchen Sie doch nicht«, wehrte Calibrisi ab, während er aufstand und die Jacke überzog. Schmidt und Lindsay folgten seinem Beispiel. »Draußen schüttet es.«

»Machen Sie Witze?«, fragte Allaire. »Es geht doch nichts über einen ordentlichen Guss. Außerdem braucht Ranger Bewegung.«

»Und was ist mit Mabel?«, fragte Schmidt und nickte zu der breiten Bulldogge hinüber, die immer noch vor dem Kamin schnarchte.

»Mabel wacht nicht vor Weihnachten auf«, winkte Allaire lächelnd ab.

Die vier Männer und der sandfarbene Hund gingen über die Terrasse und dann die alte Straße hinunter, die am Quartier des Kommandanten und an den Tennisplätzen vorbeiführte. In der Ferne hörten sie das gleichmäßige Sirren, mit dem die Rotorblätter des Helikopters die Luft zerteilten. Als sie den Rand des Landeplatzes erreichten, drehte sich Allaire zu den anderen um. Alle drei waren völlig durchnässt. Allaire lächelte.

»Sie und Ihre Leute haben beeindruckende Arbeit geleistet«, verkündete der Präsident laut genug, dass sie ihn über den Lärm hinweg hören konnten. Dabei sah er Lindsay an und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Sie ganz besonders, Tim. Sie verdienen Lob und Anerkennung. Ich werde mich selbstverständlich nur wohlwollend zu den Entwicklungen in Genf äußern, denn es ist großartig, dass der Iran offenbar wieder der zivilisierten Welt angehören möchte. Aber sie werden das ohne Beteiligung der Vereinigten Staaten tun müssen. Und zwar weil sie es wirklich wollen, nicht weil ich mich dazu bereit erkläre, auf der Bühne zu sitzen und ihr früheres Verhalten zu legitimieren.«

»Ich habe verstanden, Mr. President«, antwortete Lindsay.
»Danke für den Tag auf dem Schießstand.«

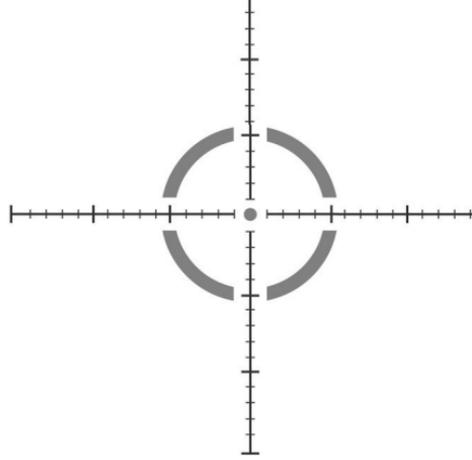
»Ich sehe Sie alle in ein paar Tagen«, verabschiedete sich Allaire lächelnd.

Er schüttelte ihnen nacheinander die Hände und beobachtete, wie sie in den grünen Hubschrauber mit den weißen Streifen einstiegen. Gleich darauf zog ein uniformierter Soldat von innen die Luke zu und verriegelte sie. Der Helikopter erhob sich langsam in den verregneten, dunkler werdenden Himmel.

Allaire starrte den rot und weiß blinkenden Lichtern hinterher, als das Fluggerät im schiefergrauen Abendhimmel verschwand. Er schaute sich auf dem nunmehr leeren Landeplatz um, auf dem der heftige Regen vom Asphalt abprallte, beugte sich zu Ranger hinunter und klopfte ihm auf den nassen Kopf.

»Braver Junge«, lobte er den Hund.

Auf dem Rückweg in die Aspen Lodge spürte er plötzlich eine seltsame Wärme in der linken Körperhälfte, die von seiner Achsel auszugehen schien. Er wollte einen Schritt nach vorne machen, aber sein Fuß ließ sich nicht wie sonst bewegen und schien wie erstarrt zu sein. Auch seine Stimme gehorchte ihm nicht, als er einen der Agenten rufen wollte, die ein paar Hundert Meter vorausgingen. Als der schwere Schlaganfall sich vom Gehirn aus durch den Körper ausbreitete, verkrampfte er sich nur wenige warme, verschwommene Momente lang und spürte keinerlei Schmerz. Er stürzte ins Gras und traf mit dem Gesicht voran auf. Der Klang des Frühlingsregens und das verzweifelte Bellen des Hundes waren die letzten Geräusche, die Präsident Rob Allaire in seinem Leben hörte.



MARGARET HILL
CASTINE, MAINE

Dewey wachte bei Tagesanbruch auf. Auf der anderen Seite des Bettes schlief Jessica friedlich. Ihr rotbraunes Haar breitete sich wie ein Schleier über ihrem Gesicht aus. Auf dem Nachttisch neben ihr lagen zwei Mobiltelefone und ein spezialangefertigtes Blackberry.

Aus dem Seesack auf seiner Seite holte er jetzt ein grünes T-Shirt, Laufshorts und Socken. Er zog sich leise an. Dann schlüpfte er in seine Adidas und kniete sich hin, um die Schnürsenkel zu binden.

Er hörte, wie die Bettdecke zurückgeschlagen wurde. Als er hochblickte, hatte Jessica sich umgedreht und schaute ihn vom Kissen aus an.

»Was machst du da?«, fragte sie schläfrig.

»Laufen gehen. Willst du mitkommen?«

»Oh Mann«, gähnte sie.

»Das wird dir gefallen.«

Jessica lächelte. Sie streckte die Hand aus und fuhr ihm sanft durch die Haare.

»Klar«, sagte sie. »Wie weit? Das soll aber kein Delta-Training werden, oder?«

»Ich dachte, du hast in Princeton Lacrosse gespielt? Du lässt mich wahrscheinlich alt aussehen.«

»Wahrscheinlich«, flüsterte sie. »Wir Princeton-Mädels sind ganz harte Knochen. Auf jeden Fall viel härter als diese Deltas.«

Dewey lächelte.

Jessica schob die Decke beiseite und stieg aus dem Bett. Dewey kniete immer noch auf dem Boden. Sie stellte sich nackt vor ihn, nur wenige Zentimeter entfernt. Sie war alles andere als zurückhaltend und dazu gab es auch keinen Grund. Mit ihren 38 Jahren besaß sie immer noch den wohlgeformten und sinnlichen Körper, der schon damals in Andover fast alle Jungs um den Verstand gebracht hatte. Schweigend musterte Dewey sie. Er betrachtete ihre Knie, ihre Schenkel; dann wanderte sein Blick höher und höher, bis sie sich in die Augen schauten.

Sie hatte genau registriert, wie er sie ansah, und nun schwankte ihr Gesichtsausdruck zwischen nachsichtig und spielerisch.

»Du Unruhestifter!« Sie lächelte und schüttelte den Kopf. »*Nach* der Laufrunde.«

»Aber das ist die ideale Lockerungsübung.« Dewey streichelte mit der Hand um ihren Oberschenkel.

»Hinterher, du Mistkerl. Und auch nur, wenn du schneller bist als ich.«

Deweys Hand massierte die empfindliche Rückseite ihres Schenkels. Sie lehnte sich zu ihm herab und stützte sich mit einer Hand auf seiner Schulter ab.

»Böser Junge«, flüsterte sie.

Er stand auf und ihre Lippen trafen sich.

»Ja, wir sollten uns locker machen«, raunte sie und bedachte ihn mit einem verführerischen Augenaufschlag.

Dann stieß sie ihn lächelnd auf das Bett zurück. Als die Federn laut quietschten, kicherte sie. Sie beugte sich über ihn. »Ich will aber keine Ausreden hören, wenn ich dich nachher beim Laufen abhängen.«

Der Vorschlag war von Jessica gekommen.

»Ich nehme mir eine Woche frei«, hatte sie gesagt. »Ich möchte nach Castine fahren und deine Eltern kennenlernen.«

»Die sind nicht besonders gesprächig. Nur so als Vorwarnung.«

»Echt? Damit hätte ich ja jetzt gar nicht gerechnet.« Der Sarkasmus troff förmlich aus ihrer Stimme heraus.

»Wie kannst du dir denn eine ganze Woche freinehmen? Du bist die Nationale Sicherheitsberaterin. Da kann man nicht so einfach Ferien machen.«

»Da kannst du wohl noch von mir lernen, Dewey.«

»Wer wird dann das Sagen haben?«

»Na ja, dieser Typ, wie heißt er doch gleich? Ach ja, Rob Allaire. Der ist, tja, der Präsident der Vereinigten Staaten. Hast möglicherweise schon mal von ihm gehört?«

»Du weißt genau, wie ich das meine.«

»Josh Brubaker«, hatte sie gesagt. Ihr Stabschef. »Ich hab ihm gesagt, dass er mich nur stören darf, wenn der nationale Notstand ausgerufen wird. Wenn es andere Probleme gibt, soll er zuerst Hector anrufen.«

Und in den vier Tagen, die sie bereits hier waren, hatte es noch keinen Anruf gegeben. Den einzigen sichtbaren Hinweis auf Jessicas Tätigkeit lieferte der FBI-Agent, der rund um die Uhr an der Auffahrt zur Farm Position bezog.

Dewey und Jessica starteten ihre Runde an dem lang gezogenen Feldweg, der zum Golfclub führte. Dort bogen sie rechts in die Wadsworth Cove Road ein und nach etwa

zwei Kilometern wechselten sie in die Castine Road. Die enge, kurvenreiche Straße zog sich endlos hin. Sie joggten nebeneinander, wobei Dewey die Innenbahn nahm, der Straße und dem Verkehr zugewandt, von dem es hier allerdings kaum welchen gab. An jeder Abzweigung hakte Jessica nach, wohin der Weg führte, wer dort wohnte oder was es tiefer in den Hügeln zu sehen gab. Dewey gab ihr jedes Mal geduldig Auskunft.

Dann sprangen sie über einen eingefallenen, moosbedeckten Holzzaun und sprinteten nach rechts. Der Pfad öffnete sich zu einem langen rechteckigen Feld hin, das mit Weidegras bewachsen war. Die Sonne schien und wärmte sie beim Spurt durch die Halme. Dewey bahnte sich seinen Weg hügelabwärts in Richtung Ozean. Jessica folgte ihm dicht auf den Fersen.

Als sie das Ende des Felds erreicht hatten, erwartete sie eine felsige Bucht, angefüllt mit Meerwasser und dem Aroma von Salz und Tang. Ein Pfad aus festgetrampelter Erde zog sich direkt an den Felsen entlang. Dem folgten sie ein paar weitere Kilometer: Bäume zu ihrer Rechten, die Küstenlinie zu ihrer Linken. Schließlich ließ sich in der Ferne ein Kirchturm ausmachen, der die ersten Ausläufer des Städtchens markierte. Sie gelangten an eine niedrige alte Steinmauer, hinter der sich Reihen von Grabsteinen in windschiefer Ordnung erstreckten.

Dewey blieb stehen. Jessica tat es ihm nach. Sie waren beide schweißgebadet. Dewey beugte sich vor, um keuchend nach Luft zu ringen.

»Und?«, fragte er ein paar Minuten später. »Wie war das nun?«

Jessica atmete immer noch schwer und ihr Gesicht war knallrot.

»Ich hab dich gewinnen lassen.« Sie schmunzelte.
Sein Blick schweifte übers Meer und kehrte zu ihr zurück.
»Hast du Hunger?«
»Ich habe Lust auf Blaubeerpfannkuchen.«
»Dann weiß ich, wo wir hinmüssen«, erwiderte er.

Im Ort führte Dewey Jessica zu einem kleinen Diner in der Nähe der Maine Maritime Academy. Es hieß Froggy's. Jessica bestellte ihre Pancakes, Dewey entschied sich für Rühreier mit Speck.

»Wann fährst du nach Boston?«

»Übermorgen.«

»Bist du nervös?«

Dewey trank aus seinem Wasserglas. Er hatte ein Vorstellungsgespräch in Boston, das Jessica für ihn arrangiert hatte. Er sollte sich um die Sicherheit eines reichen Hedgefonds-Managers namens Chip Bronkelman kümmern.

»Nein«, erwiderte Dewey.

»Willst du den Job?«

»Klar«, sagte er ohne erkennbare Begeisterung.

»Du bist doch derjenige, der erklärt hat, dass er nicht mehr für die Regierung arbeiten will.«

Dewey nickte. Sie hatte recht. Calibrisi hatte ihm einen Job in Langley angeboten und Harry Black, der Verteidigungsminister, hatte Dewey gebeten, im Pentagon zu arbeiten. Black hatte ihm auch eine Stelle angeboten, die er beinahe angenommen hätte. Er sollte zurück nach Fort Bragg gehen, um Deltas auszubilden. Aber Dewey sah sich nicht bereit, diese Verpflichtung einzugehen. Er hatte bereits viele Jahre seines Lebens für Amerika geopfert, sein Leben schon unzählige Male für seine Heimat aufs Spiel gesetzt. Er wusste genau: Wenn er sich

erneut in diese Abhängigkeit begab, nahm sie ihn wieder mit Haut und Haar gefangen. Und das wollte er nicht mehr.

Aber nachdem er sich zu dieser Entscheidung durchgerungen hatte, brauchte er eine andere Arbeit. Bronkelman war ein Milliardär Anfang 40, lebte sehr zurückgezogen in Wellesley, einem Vorort von Boston, und besaß Häuser in Manhattan, Palm Beach, Paris, Montana und Hongkong. Dewey würde sehr gut verdienen und viel reisen. Aber letztendlich suchte Bronkelman nur einen besseren Leibwächter für sich und seine Familie.

»Willst du nach deinem Gespräch nach Washington kommen?«, fragte Jessica.

»Ich fahre nach New York City.«

»Wozu?«

»Ich treffe mich mit Kohl Meir«, sagte Dewey in sachlichem Ton, nachdem die Kellnerin ihm eine Tasse Kaffee gebracht hatte.

Es war inzwischen fast drei Monate her, seit Dewey in jener blutigen Nacht am Rafik-Hariri-Flughafen von Beirut beinahe gestorben wäre, direkt nach dem Putsch in Pakistan. Ein Team von Kommandosoldaten der Einheit Schajetet 13, dem israelischen Äquivalent der amerikanischen Navy SEALs, hatte ihn gerettet. Kohl Meir war der Anführer jener Männer, die ihn vor dem sicheren Tod bewahrten. Sechs von acht Soldaten ließen bei dem Einsatz ihr Leben.

Jessica trank einen Schluck Kaffee und stellte die Tasse langsam auf dem Resopal-Tisch ab.

»Warum?«, fragte sie.

»Er besucht die Eltern von Ezra Bohr«, erklärte Dewey. Bohr zählte zu den gefallenen Soldaten. »Er hat mich gebeten, ihn danach zu treffen.«

Deweys Gesichtsausdruck verriet nicht, was in ihm vorging.

»Warum möchte er sich mit dir treffen?«

»Ich weiß es nicht, Jess.«

»Hat er irgendwas gesagt?«

Er sah sie über den Tisch hinweg an.

»Er hat gesagt, dass er meine Hilfe braucht.«

»Wobei?«

»Das weiß ich nicht.«

»Hast du ihn gefragt?«

»Ja.« Dewey nickte.

Die Kellnerin brachte die Teller mit ihrem Essen und stellte sie auf den Tisch.

»Und ...?«

»Er hat gesagt, dass wir darüber persönlich sprechen müssen.«

»Und das findest du gar nicht außergewöhnlich?«

Dewey lächelte sie an und zuckte mit den Achseln.

Sie sah ihn erwartungsvoll an, aber er schwieg.

Beide wandten sich ihrem Frühstück zu. Als Dewey um die Rechnung bat, schüttelte die Kellnerin nur den Kopf und nickte zum Tresen hinüber. Dahinter stand ein glatzköpfiger Mann mit einer Baseballkappe der Black Bears, dem Team der University of Maine. Er lächelte Dewey zu und schüttelte ebenfalls den Kopf.

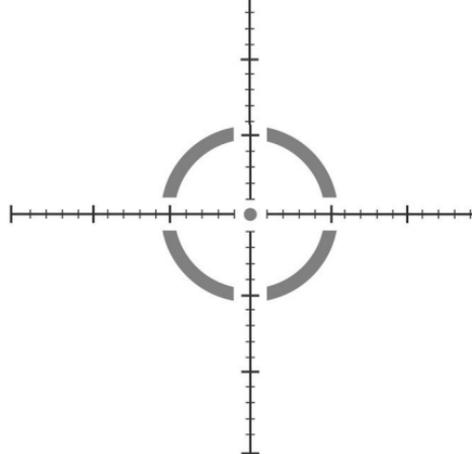
»Dein Geld ist hier nichts wert, Andreas«, rief er.

»Danke, Mr. Antonelli.« Dewey erwiderte das Grinsen.

Als Dewey und Jessica die grasbedeckte Zufahrt vom Golfclub zur Farm hochgingen, hörte Dewey ein leises Geräusch und drehte sich um. Jessicas Blick folgte seinem. Über den Bäumen bewegte sich etwas Schwarzes, kaum größer als ein Vogel, vom Meer her durch den blauen

Himmel auf sie zu. Ein paar Augenblicke später drang das rhythmische Rauschen an ihre Ohren, das unverkennbar zu einem Hubschrauber gehörte.

»Warum wird mir auf einmal ganz anders?«, fragte Jessica.



3

IN DER WOHNUNG VON JONATHAN UND SYLVIE
BOHR
14TH AVENUE, ECKE 58TH STREET
BOROUGH PARK
BROOKLYN, NEW YORK

Die weißen Spitzenvorhänge bauschten sich im leichten Wind, der durch das offene Fenster hereinwehte. Ansonsten bewegte sich in der Wohnung nichts.

Unter dem Fenster stand ein kleiner Esstisch aus Holz. Auf dem Tisch standen zwei gefüllte Teetassen, aus denen es noch dampfte. Zwei Teller, einer mit hart gekochtem Ei, bereits geschält, daneben ein Stück Roggentoast, einmal abgebissen. Auf dem anderen Teller ein getoasteter Zwiebelbagel, aufgeschnitten und mit Frischkäse bestrichen. Auch hier fehlten ein paar Bissen. Zwischen beiden Tellern stand eine Schale mit frisch geschnittenem Obst: Erdbeeren, Ananas, Mandarinspalten, Blaubeeren. Zwei Holzstühle am Tisch.

Die einzigen Geräusche in der Küche drangen durch das offene Fenster herein. Die leise Hintergrundmelodie von Borough Park, von Brooklyn, von New York City – Automotoren, ab und zu eine Hupe in weiter Ferne, die

Stimmen von spielenden Kindern an einem warmen, sonnigen Frühlingstag.

Die leere Küche öffnete sich zu einem offenen Torbogen hin, auf dessen anderer Seite der schwach erleuchtete Flur lag. Gegenüber gab es eine angelehnte Tür, dahinter ein kleines, schlicht eingerichtetes Schlafzimmer. Über dem einfachen Massivholzbett hing ein kleiner Davidstern aus Holz. Daneben ein gerahmtes Foto, das einen dünnen Jugendlichen mit langer, rundlicher Nase und Zahnlückengrinsen im sommersprossigen Gesicht zeigte. Die dichten schwarzen Haare waren kurz geschnitten, aber nicht besonders akkurat.

Vor dem Schlafzimmer hingen Aquarelle in verschiedenen Größen an den Wänden des Flurs, hier und da eine gerahmte Fotografie. Schlichte Rahmen um Momentaufnahmen von Menschen. Familienmitglieder in allen Lebenslagen, vor bekannten Sehenswürdigkeiten wie dem Eiffelturm, beim Wandern in den Bergen vor einer Kulisse schneebedeckter Gipfel oder schlicht an mit Essen und Trinken voll beladenen Tischen sitzend. Auf den meisten Bildern gab es dieselben Menschen zu sehen: ein gut aussehendes Paar mit ihrem Sohn, einem großen Jungen mit markantem Äußeren, der ständig dieses breite, ansteckende Grinsen im Gesicht trug. Derselbe Junge wie auf dem Foto im Schlafzimmer. Auf diesen Fotos ließ sich zwar das Verstreichen der Zeit beobachten, aber eine Sache veränderte sich nie: das Gefühl der starken Familienbande und der Liebe zwischen den gezeigten Menschen.

Am Ende des langen, stummen Korridors lag das Wohnzimmer. Hohe Decken, von breiten Mahagonibalken durchtrennt. Zwei hohe Fenster am hinteren Ende, von Blumentvorhängen eingerahmt. Die Wände wurden vom Boden bis zur Decke ausnahmslos von Bücherregalen

gesäumt. In der Zimmerecke stand ein einfacher Sekretär, aufgeräumt und ordentlich, mit ein paar Papierstapeln in der Mitte und einer kleinen eingeschalteten Lampe. In der Mitte des Raumes standen sich zwei rote Sofas gegenüber, dazwischen ein großer runder Couchtisch aus Glas. Wie in allen anderen Räumen herrschte auch im Wohnzimmer Totenstille, abgesehen von den Geräuschen der Stadt, die durch die Wände drangen.

Am einen Ende der Sofas warteten zwei lederne Club-sessel. Dahinter hing eine große, etwas verblichene Luftaufnahme von Tel Aviv an der Wand. Am unteren Rand konnte man ein paar dunkelrote Spritzer ausmachen, so als habe ein Kind ungeschickt oder mutwillig mit Farbe hantiert. Das Rot schimmerte flüssig, denn die Farbe war noch feucht.

In einem der Ledersessel, dem rechten, saß regungslos ein Mann. Der Mann von den Bildern im Flur. Er mochte 70 Jahre alt sein und sein ehemals dichtes Haar war geschwunden; die Überreste leuchteten komplett weiß. Die Enden seines dichten schwarz-grauen Schnurrbarts zeigten nach unten. Auf der Nase saß leicht schief eine Brille mit braunem Gestell und extrem dicken Gläsern. Die braunen Augen des Mannes starrten quer durch den Raum.

Im Sessel neben ihm saß eine Frau, deren Schönheit trotz des fortgeschrittenen Alters noch immer auf den ersten Blick ins Auge fiel. Ihr langes schwarzes Haar wurde von weißen Strähnen durchzogen, die Adlernase schien ein Bildhauer gemeißelt zu haben. Auch sie hockte unbewegt wie eine Statue da.

Mitten in der Stirn des Mannes, direkt über dem Nasenrücken, prangte ein mehr als zwei Zentimeter großes Einschussloch, das Zeichen für einen sauberen Kopfschuss. Darunter lief ihm ein Rinnsal aus Blut die Nase herab und tropfte langsam, aber stetig in die Falten seines Hemdes.

Der Schädel der Frau wies ein Loch an genau derselben Stelle auf.

Die Kugeln waren aus derselben Waffe abgefeuert worden: einer schallgedämpften Beretta 93, welche die Schützin immer noch in der lederhandschuhten Hand hielt. Sie stand ungerührt, stumm und steif wie ein Stock unweit des Eingangs im Flur an der Wand.

Die Frau hatte lange blonde Haare. Es handelte sich um eine Perücke, unter der sie kurze schwarze Locken verbarg, die oberhalb der Ohren teilweise hervorlugten. Sie war nicht älter als 25, eine unauffällige Erscheinung mit kleiner Stupsnase. Ihr dunkler Teint wurde durch das blonde Kunsthaar noch betont, das ihrem Äußeren einen exotischen Anstrich verlieh. Sie trug ein langärmeliges schwarzes Laufshirt von Nike und die passende Laufhose, die wirkte, als sei sie ihr auf den durchtrainierten, muskulösen Körper gemalt worden. Die schallgedämpfte Waffe mit Kaliber 45 hielt sie dicht am Körper in der rechten Hand. Geduldig, und ohne sich zu rühren, lauerte sie unweit der Haustür.

Neben ihr an der Wand befand sich die Gegensprechanlage – ein schwarzes Kästchen mit zwei roten Knöpfen. Alle paar Sekunden blinzelte die junge Killerin erwartungsvoll. Davon abgesehen ließ sich keinerlei Bewegung im Flur ausmachen.

Draußen vor der Tür lag eine braune Fußmatte mit dem Wort ›Willkommen‹ auf Hebräisch. Nichts regte sich auf dem Treppenabsatz. Linker Hand führten die mit Teppich ausgelegten Stufen in den dritten und vierten Stock des Backsteinbaus, rechts führte die Treppe hinab bis ins Erdgeschoss.

Dort unten gab es eine Eingangshalle, in deren Mitte ein großer alter Kronleuchter von der Decke hing. Goldene

Blätter wanden sich um Dutzende von schmalen Goldröhrchen, deren Enden in winzige Glühbirnen mündeten. Es war das auffällige, überladene, irgendwie unpassende Zentrum eines ansonsten schmucklosen Foyers. Eine Reihe von Briefkästen aus Edelstahl hing gegenüber der großen Pforte aus Holz und Glas an der Wand. Ein hellbrauner Vorhang bedeckte das Sichtfenster.

In der Ecke hinter der Tür stand ein Mann dicht an der Wand. Er trug ähnliche Kleidung wie die Frau oben in der Wohnung: ein schwarzes Laufshirt mit passender Hose, Joggingsschuhe von Adidas. Er hatte sich eine dünne Skimaske aus Baumwolle bis zum Hals übers Gesicht gezogen. Nur die Augen blieben frei. Sie taxierte die Umgebung, glühten wie zwei schwarze Kohlenstücke. In der behandschuhten Linken hielt der Mann einen M-26-Elektroschocker.

Es war Samstagnachmittag und auf den Straßen herrschte reger Betrieb. Die Menschen drängten sich auf den Bürgersteigen. Das Wetter schien einem Bilderbuch entsprungen zu sein: ein warmer Tag, einer der ersten richtig warmen in diesem Frühjahr. Alle Bewohner der Siedlung aus braunen Ziegelhäusern hielten sich im Freien auf, hockten auf den Eingangsstufen, schwatzten mit den Nachbarn, gingen mit kleinen Kindern spazieren und ließen es sich gut gehen.

An der Ecke hielt ein gelbes Taxi. Ein junger Mann stieg aus. Kräftig gebaut und durchtrainiert, länger nicht beim Friseur gewesen, gebräuntes Gesicht. Er trug eine Kakihose und ein blaues Hemd mit geknöpftem Kragen. Er schlug die hintere Tür zu und reichte dem Fahrer durch die heruntergekurbelte Scheibe das Geld.

Der Mann lief mit leichtem Hinken den Gehsteig entlang. Seine Schritte wurden dadurch zwar nicht langsamer,

aber man konnte es erkennen. Um seine Mundwinkel spielte ein trauriger Zug, aber die braunen Augen erzählten eine gänzlich andere Geschichte. Ihre tiefen, leeren Teiche musterten die Umgebung mit geübtem Misstrauen.

Aber hier, in Borough Park, war er nicht allein. Er befand sich unter Verwandten. Fremde Menschen grüßten ihn, denn das Gesicht verriet ihnen seine Herkunft, sein Erbe. Er erwiderte das freundliche Lächeln mit ausdrucksloser Miene. Er befand sich aus einem ganz bestimmten Grund hier. Ein Besuch bei den Eltern eines gefallenen Kollegen.

Er hatte alle bis auf eine besucht: die Familien der S-13-Mitglieder, die an jenem Tag am Flughafen von Beirut gestorben waren. Er hätte es nicht tun müssen, aber er fühlte sich dazu verpflichtet. Das gehörte zu seinem Führungsstil. Um die halbe Welt zu fliegen, um sich mit den Eltern eines toten Kameraden zusammzusetzen, ihnen zu verdeutlichen, dass ihr Sohn gestorben war, während er für eine wichtige Angelegenheit kämpfte – etwas, woran er geglaubt hatte.

Er stieg die steilen breiten Stufen eines hübschen roten Backsteinbaus hinauf. Den beiden jungen Mädchen, die auf den Stufen saßen, zwinkerte er zu. Beide wurden erst rot und kicherten dann.

Neben der Eingangstür befand sich ein Klingelbrett. Er las die Namen neben den Knöpfen und drückte entschlossen den neben dem Namen BOHR.

Wenige Sekunden später knackte es in der Gegensprechanlage.

»Ja, bitte?«, drang die Stimme einer Frau aus dem kleinen Lautsprecher.

»Hallo, Mrs. Bohr. Hier ist Kohl Meir.«

Weniger als 20 Kilometer entfernt, an der Third Avenue nahe dem Sitz der Vereinten Nationen, stand ein unauffälliges Bürogebäude. In der 15. Etage ragte eine Flagge in den Farben Rot, Weiß und Grün mit einem seltsamen Emblem in der Mitte neben einer Mahagonitür aus ihrem Ständer. Auf der anderen Seite der Tür befand sich ein goldglänzendes Schild mit der Gravur ›Ständige Vertretung der Islamischen Republik Iran bei den Vereinten Nationen‹.

In einem fensterlosen, verschlossenen Hochsicherheitsraum in der Nähe der Küche der Ständigen Vertretung saßen zwei Männer und starrten auf einen großen Flachbildschirm, als Meir an der Tür klingelte.

Einer der beiden trug einen schwarzen Dreiteiler, ein sandfarbenes Hemd und eine gold-grün-gestreifte Krawatte. Sein schwarzes Haar war nach hinten gegelt. Er hatte einen buschigen Schnurrbart, dunkle Haut und ein schmales, hageres Gesicht. Der andere Mann war untersetzt und trug ein kurzärmliges Jeanshemd zur Stoffhose. Er saß hinter dem Schreibtisch und tippte alle paar Sekunden auf einer Tastatur herum. Der Mann im Anzug lehnte sich über die Tischplatte. Er hielt eine Zigarette in der Rechten. Beide betrachteten konzentriert das Video.

»Und er ist es wirklich?«, fragte der Anzugträger, Amit Bhutta, Irans Botschafter bei den Vereinten Nationen. »Sind Sie ganz sicher?«

»Aber ja«, bestätigte der stämmige Iraner. »Absolut sicher.«

Auf dem Bildschirm beobachteten sie in körnigem Schwarz-Weiß, wie Kohl Meir aus dem Taxi stieg und den Gehsteig entlangging.

»Und alles ist bereit?«

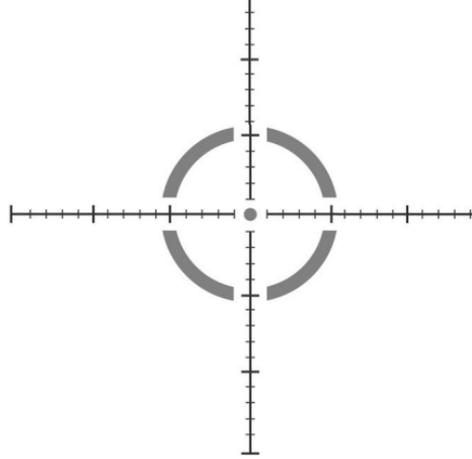
»Ja, Herr Botschafter. Wir hätten es nicht präziser arrangieren können.«

Auf dem Schirm ging Meir mit leichtem Hinken den belebten Gehsteig entlang. Nach einem halben Block stieg er die Vorderstufen zu einem Mietshaus hoch, ging an zwei Mädchen auf den Stufen vorbei und klingelte an der Tür.

»Stellen Sie sich das bloß mal vor«, schwärmte der Untersetzte. »Der Urenkel von Golda Meir. Selbst wenn wir eine Atombombe über der Innenstadt von Tel Aviv abwerfen, könnten wir den Juden kaum mehr Schaden zufügen.«

Auf dem Schirm öffnete sich die Tür des Mietshauses und Kohl Meir trat ein. Dann verschwand er aus dem Blickfeld der Männer.

»Stellen Sie sich mal vor«, flüsterte Bhutta, »wir täten beides.«



4

WASHINGTON, D. C.

Der Helikopterflug zum Internationalen Flughafen in Bangor dauerte eine Viertelstunde. Jessica stieg aus dem Black Hawk und eilte zu einer wartenden Cessna Citation X, die sie zur Andrews Air Force Base brachte. Von unterwegs aus rief sie bei Josh Brubaker an, ihrem Stellvertreter beim Nationalen Sicherheitsrat, um herauszufinden, warum man sie vorzeitig zurückbeordert hatte. Brubaker wusste es selbst nicht. Also versuchte sie es bei Calibrisi, dem CIA-Chef und ihrem engsten Freund innerhalb der Regierung.

»Man hat es mir nicht gesagt«, gab Calibrisi zu.

»Hat man nicht?«

»Nein«, sagte er. »Keine Sorge, wahrscheinlich geht's um eine Kleinigkeit.«

»Was hab ich verpasst?«

»Ich habe die Tagesberichte zweimal gelesen. Die Überwachungsprotokolle von Echelon. Jeden Tag einmal mit Kratovil telefoniert«, zählte Calibrisi seine Tätigkeiten auf. Kratovil war der Leiter des FBI. »Es ist alles ruhig.«

»Was ist mit dem Iran?«, fragte Jessica. »Den Verhandlungen?«

»Das ist nach wie vor alles auf Kurs, Jess«, beschwichtigte Calibrisi. »Denkst du, der Präsident holt dich zurück, um das zu besprechen? Das könnte er doch am Telefon machen.«

»Ich habe zweimal versucht, ihn anzurufen. Aber die Zentrale sagt, er sei nicht erreichbar.«

»Das Morgenbriefing heute früh wurde auch abgesagt. Aber das hat er letzte Woche auch zweimal getan und ist lieber Golfspielen gegangen.«

»Wurdest du zu einer Besprechung einbestellt?«

»Nein.«

»Hector, sei ehrlich«, bat Jessica. »Glaubst du, er feuert mich?«

Sein Lachen hallte durch die Leitung.

»Machst du Witze? Du bist die Tochter, die Allaire niemals hatte. Ich schätze, er ist einfach einsam ohne dich.«

»Tja, das glaube ich nicht.«

»Ich auch nicht ernsthaft. Ehrlich gesagt vermute ich, dass es um etwas Größeres geht, das ihm Sorgen bereitet. Erzähl mir nachher, worum es ging, ja?«

»Natürlich. Ich lande in einer Stunde.«

Sie legten beide auf. Jessica lehnte sich im Ledersitz zurück. Sie hielt sich ganz allein im Passagierbereich des kleinen Jets auf.

Nicht mal eine Minute später klingelte ihr Telefon. Es war Calibrisi.

»Kommando zurück. Man hat mich gerade einbestellt«, berichtete er. »Ich hole dich in Andrews ab. Bis in einer Stunde also.«

In Andrews stieg Jessica aus der Cessna und lief über das Rollfeld zu einem wartenden Helikopter. Calibrisi saß bereits darin.

»Willkommen zu Hause, Schatz«, begrüßte er sie. »Wie war die Reise? Hast du mir was mitgebracht?«

»Nicht lustig«, wehrte sie ab und setzte sich auf den freien Sitz.

»Ich habe gerade einen Anruf von Mike Ober bekommen.« Ober war der Stabschef des Vizepräsidenten, J. P. Dellenbaugh.

»Worum ging es?«

»Er wollte wissen, was los ist.«

»Was hast du ihm gesagt?«, hakte Jessica nach.

»Was hätte ich denn sagen können? Ich hab doch selbst keine Ahnung, was los ist.«

»Es muss etwas mit dem Vizepräsidenten zu tun haben«, stellte Jessica fest. »Wieso sollte er dich sonst anrufen?«

Der Helikopter glitt durch den späten Nachmittags-himmel und näherte sich der Innenstadt von Washington. Nach etwa 15 Minuten vollführte er einen Bogen nach links und ging in den Sinkflug über. Calibrisi schielte nach draußen. Erst jetzt fiel ihm auf, dass sie sich gar nicht in der Nähe des Weißen Hauses befanden.

»Captain«, rief Calibrisi über den Lärm hinweg, »wo bringen Sie uns denn hin?«

»Ins Marinekrankenhaus Bethesda, Sir«, gab der Pilot zurück.

Der Hubschrauber schwebte waagrecht in der Luft und sank langsam dem Landeplatz des Krankenhauses entgegen, der durch ein großes rotes Kreuz deutlich markiert war.

Jessica bedachte Calibrisi mit einem nervösen Blick.

»Beruhig dich.« Er legte eine Hand auf ihr Knie. »Vielleicht ein Herzinfarkt. Wir werden sehen. Aber erst mal Ruhe bewahren.«

Jessicas Gedanken waren bei Präsident Allaire. Es lag

über zwei Jahre zurück, dass er sie vom FBI in seinen Stab geholt hatte. Beim FBI hatte sie die Terrorismusbekämpfung verantwortet. Er kürte sie mit ihren gerade mal 36 Jahren zur bislang jüngsten Leiterin des Nationalen Sicherheitsrats. Sie hielt ihn für den bei Weitem besten Chef ihrer bisherigen beruflichen Laufbahn. Jessica rief sich seinen dichten braunen Haarschopf in Erinnerung, den er stets ordentlich zurückgekämmt trug. Allaire war 60 Jahre alt, sah aber um einiges jünger aus. Er befand sich körperlich in bester Verfassung. Er trank zwar, aber sicher nicht zu viel, und er rauchte nicht.

Die Tür des Hubschraubers schwang auf, die Stufen senkten sich zum Landeplatz und ein uniformierter FBI-Agent winkte sie hinaus.

»Hier entlang, Ms. Tanzer, Mr. Calibrisi«, sagte der Mann, der seine halbautomatische Nahkampfwaffe auf den Boden richtete.

Jessica hatte das Gefühl, als ob sie im Wasser trieb. Sie starrte ausdruckslos geradeaus, auf die gelben Buchstaben auf der Rückseite des schwarzen Pullovers des Agenten, und ignorierte die Geräusche um sich herum. Sie konzentrierte sich allein auf den nächsten Schritt – und den nächsten. Das überwältigende Gefühl, dass die Welt, ihre Welt, gleich aus den Angeln gerissen wurde, raubte ihr den Atem.

Sie betraten einen wartenden Aufzug, der sie hinunter in den vierten Stock brachte. Als die Türen zur Seite glitten, erkannte Jessica als Erstes das finstere Gesicht von Mark Hastings, dem Vorsitzenden Richter des Obersten Gerichtshofs. Sein sonst stets gerötetes Gesicht wirkte eingefallen und aschfahl, als habe er einen Geist gesehen.

Hinter ihm stand Vizepräsident Dellenbaugh und führte ein Gespräch am Handy. Er registrierte die Ankunft von

Jessica und Calibrisi mit einer knappen, höflichen Kopfbewegung und wandte sich ab.

Auf dem Korridor entstand ein kurzer Aufruhr, als sich Mary Whitcomb, die Fotografin des Weißen Hauses, näherte. Ein uniformierter Beamter wollte sie aufhalten, aber als sie ihn anbrüllte, ließ er sie passieren.

Jessica und Calibrisi wurden an Hastings und Dellenbaugh vorbei in einen Raum geführt. Es war ein kleines Wartezimmer, in dem lediglich vier Stühle standen. Drei waren leer, auf dem vierten saß Cecily Vincent, die persönliche Assistentin des Präsidenten, die bereits für Allaire gearbeitet hatte, als er noch Gouverneur von Kalifornien gewesen war. Tränen flossen ihr übers Gesicht.

»Oh, Jess«, flüsterte sie schluchzend und schüttelte in einer Tour den Kopf. Ihre rot geweinten Augen verrieten endlose Trauer.

Jessica spürte, wie auch ihr die Tränen kamen, also trat sie zur anderen Tür im Raum und stieß sie auf.

Dahinter befand sich ein großer, moderner Operationsaal. Sie zählte vier Krankenschwestern und zwei Ärzte. An den Wänden hingen Plasmabildschirme, auf denen unzählige Werte digital erfasst wurden. Das monotone Geräusch der Herz-Lungen-Maschine schien seltsam vertraut.

Sie spürte Calibrisis beruhigende Hand in ihrem Rücken. Vermutlich wollte er sie auffangen, falls sie das Bewusstsein verlor. Aber das tat sie nicht. Eine innere Stimme hatte ihr bereits verraten, was sie hier zu Gesicht bekam. Eine Vorahnung, als sie Castine an diesem Morgen verließ, eine Einflüsterung wie in einem Traum: Nichts wird mehr sein wie vorher.

In der Mitte des Raumes lag der Präsident der Vereinigten Staaten, Rob Allaire, auf einem erhöhten Stahlstisch

unter einer blauen OP-Decke. Seine Augen waren geschlossen. Ein Sauerstoffschlauch hing ihm aus dem Mund und lief am Hals entlang. Drei unterschiedliche intravenöse Zugänge steckten im Arm.

Der Arzt des Präsidenten, Lyle Cole, stand neben Justizminister General Rickards und dem Justizberater des Weißen Hauses, Jack Fish. Cole trat auf Jessica und Calibrisi zu.

»Er hatte einen schweren Schlaganfall. Gestern Abend, draußen in Camp David.«

»Wie schlimm ist es?«, fragte Jessica. »Menschen erholen sich von Schlaganfällen ...«

»Nicht von diesem, Jess«, unterbrach Cole sie. »Es tut mir leid. Es war ein zu schwerer Schlag. Seine Vitalfunktionen sind zwar alle in Ordnung, aber sein Gehirn arbeitet nicht mehr. Und wird es auch nie wieder tun.«

Jessica trat an den Operationstisch und stellte sich an die Seite des Präsidenten. Sie legte ihre Hand auf Allaires und hielt sie fest, während ihr die Tränen übers Gesicht liefen. Die Erkenntnis, was geschehen war, traf sie mit der Wucht eines Blitzschlags, der sie nichts entgegenzusetzen hatte. Sie hielt minutenlang seine Hand, bis sie einen Arm an der Schulter spürte. Sie drehte den Kopf und sah Calibrisi an. Auch seine Augen waren gerötet.

»Komm jetzt, Jess.«

»Er hatte eine Patientenverfügung. Keine Wiederbelebung«, erklärte Fish. »Abgesehen davon waren wir uns einig, dass es wichtig ist, dass Sie beide als Erste kommen.«

»Ich habe darauf bestanden«, meldete sich Justizminister Rickards zu Wort. »Ich habe keine Ahnung, was auf uns zukommt, aber ich bin der Meinung, dass es unerlässlich ist, dass der Geheimdienst und die Leute der Nationalen Sicherheit auf alle Eventualitäten vorbereitet sind. Aber darüber hinaus hätte ich es auch nicht mit meinem

Gewissen vereinbaren können, Ihnen nicht die Möglichkeit zu geben, Abschied zu nehmen, Jess.«

Sie starrte ihn ausdruckslos an. Dann wurde ihr klar, dass es ab sofort allein um die Auswirkungen des Vorfalls auf die Realpolitik ging. Sie musste sich sofort an die Arbeit machen, Verbündete beschwichtigen und beruhigen, Schwachpunkte aufspüren, die Amerikas Feinde sich gerade in den kommenden Stunden und Tagen zunutze machen könnten.

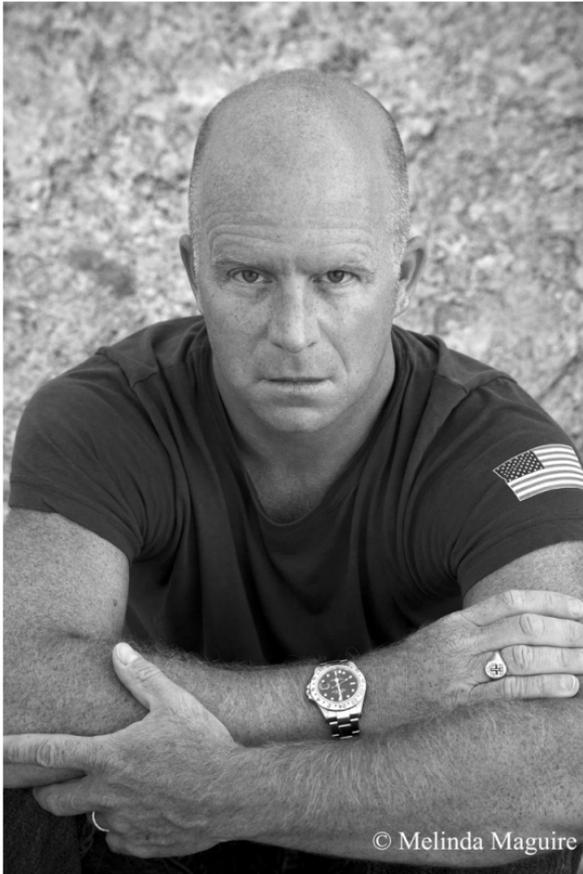
»Wie kommt es, dass noch nichts nach außen gedrungen ist?«, wollte sie wissen.

»Wir haben bisher niemandem erlaubt, das Krankenhaus zu verlassen«, erklärte Fish. »Und wir haben außer Dellenbaugh keine Politiker reingelassen.«

»Wann werden Sie es dem Sprecher sagen?«

»Er ist bereits auf dem Weg. Ebenso wie der Mehrheitsführer im Senat. Aber wir dürfen keine Zeit verlieren. Wir müssen Dellenbaugh sofort vereidigen.«

Jessica warf einen letzten Blick auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten – einen Mann, den sie respektierte, einen Mann, den sie wie einen Vater liebte. Benommen drehte sie sich um und verließ den Operationssaal.



www.bencoes.com

Der amerikanische Bestsellerautor Ben Coes begann seine Karriere im öffentlichen Dienst, arbeitete im Weißen Haus unter den Präsidenten Ronald Reagan und George Bush. Später schrieb er u. a. Reden für den texanischen Öl-Milliardär T. Boone Pickens. Ben lebt heute in Boston mit seiner Frau und vier Kindern.

Ben Coes bei FESTA: *Power Down – Zielscheibe USA, Coup d'État – Der Staatsstreich, The Last Refuge – Welt am Abgrund*